

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



In Sturm und Stille.

Roman von Max Treu.

(Fortsetzung.)

Hans Joachim legte den Weg von Hohenbergen nach Binau, wo sein Besitzum lag, in flottem Trab in einer halben Stunde zurück. Die Sonne stand hoch am Mittag, als er heimkam, und in stimmerndem Glanz gehüllt lag die flache Ebene. Auf den Feldern sproßte die Saat, und das Duschwerk zeigte alleorten den ersten Anstrich frischen jungen Grüns. Hoch oben in der sonnenglänzenden Luft schmetterte eine Lerche.

„Schön bist du, meine Heimat, du weites, flaches Land, und mein Herz hängt an dir!“ sprach Hans Joachim vor sich hin, als der Braune auf die heimatliche Pforte zutratte. „Wenn doch erst die alten schwarz-weißen Farben wieder über dir wehten! Aber wie sagt Riezler: „Töwen, bloß immer töwen! Der Tag kommt auch noch!“ Aber erleben will ich ihn noch, diesen Tag!“

Er ritt in den großen Wirtschaftshof ein. Ein Stallknecht kam ihm entgegen und nahm ihm das Pferd ab. Aber wegführen durfte er es erst dann, nachdem Hans Joachim dem treuen Braunen die üblichen Lederbissen in das Maul geschoben hatte, die es nach jedem Ritt absekte.

Dann ging Hans Joachim in sein Zimmer. Der Tisch war gedeckt, und die alte Haushälterin trug das Essen auf. Aber es schmeckte ihm heute nicht.

„Um Gott, Jungherr,“ sagte die Alte erschrocken, als sie das bemerkte. „Sie essen ja nicht! Sind Sie krank!“

„Ach, Mutter Martens, freilich — es fehlt mir was.“

„Gleich soll Fritz zum Doktor fahren —“

Sie wollte eilends hinaus.

„Lassen Sie Fritz ruhig essen, Mutter Mertens? Und der Doktor soll mir vom Leibe bleiben. Mir fehlt etwas anderes.“

„Aber um Gott, Jungherrchen, was denn?“

„Eine Frau, Mutter Martens!“

Und dabei schlug er mit der Hand auf den Tisch, daß die Teller klirrten.

Mutter Martens stemmte die Hände in die Seiten. „Das ist recht, Jungherrchen! Das habe ich ja immer gesagt: in Binau fehlt bloß ne Frau, dann ist alles im Schuß. Und jetzt sag ich: nehmen Sie sich eine!“

Hans Joachim lachte.

„Du, Mutter Martens, Sie haben gut reden. In diesen Zeiten, wo's jeden Tag losgehen kann, und Säbel und Büchsen an der Wand immer so seltsam klirren, wollen die Hochzeitlieder nicht klingen. Und dann — ich kenne ja niemand, komme ja fast gar nicht von meiner Scholle weg —“

Mutter Martens setzte eine geheimnisvolle Miene auf und trat dicht an ihn heran.

„Jungherrchen —“

„Na, Mutter Martens, was denn?“

„Ich weiß was!“

„Man los!“

„Drüben in Hohenbergen sind seit ein paar Tagen nicht bloß alte Damen —“

„So? Wissen Sie das auch schon?“

„Natürlich! Hab sie doch gestern spazierengehen sehen! Und hübsch ist sie, Jungherrchen, hübsch wie der lichte Mathtag —“

Hans Joachim hatte sich erhoben.

„Na ja, Mutter Martens, wir wollen mal sehen!“

„Aee, Jungherrchen, nicht bloß sehen — nehmen, nehmen, nehmen, Jungherrchen, nehmen!“

„Wenn sie nun aber nicht will?“

„Was, nicht will! Die möchte ich erst noch kennen lernen, die den Jungherrn von Sormis nicht will. Alle wollen sie!“

„Schon gut, Mutter Martens!“

Damit schloß Hans Joachim das Gespräch, denn es fing an, verhänglich zu werden. Er ging ins Nebenzimmer und setzte sich an den Schreibtisch. Aber seine Gedanken waren nicht bei den Papieren, die vor ihm lagen, — sie flogen über die grünen Felder zu einem Paar blauer Augen —

Der alte Diener trat ein. Er hielt ein „Dies Schreiben in der Hand.“

„Do is all wedder so'n Düwelsbreef“, sagte er, seinem Herrn das Schreiben überreichend.

Auf Hans Joachim's Stirne zeigte sich eine Falte. In den Augen blitzte es.

„Was wollen die Herren schon wieder?“

„So, id kann dat nich weeten, Jungherr!“

Hans Joachim riß den Brief auf und las:

„Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers. In Ergänzung des Ihnen von Seiner Majestät dem König von Westfalen übertragenen Offizierpatentes hat Seine Majestät der Kaiser Sie zu seinem Ordnonanzoffizier ernannt. Sie werden daher den Vorzug haben, den bevorstehenden Feldzug in der unmittelbaren Umgebung Sr. Majestät des Kaisers mitzumachen. Ich ersuche Sie, sich nicht erst binnen drei Tagen, sondern unverzüglich im Gouvernement zu Magdeburg einzufinden.“

Das Schreiben war vom Gouverneur persönlich unterzeichnet. Aergerlich warf es Hans Joachim auf den Tisch.

Die haben es ja sehr eilig. Na, denen werde ich vom Riezlers Rezept zu kosten geben:

„Töwen, man immer töwen!“

Er nahm die Feder und schrieb:

„Ich sehe mich außerstande, die mir zuteil gewordene Gnade Sr. Majestät des Kaisers und Sr. Majestät des Königs von Westfalen anzunehmen. Denn da ich mein Gut selbst betwirtschafte, und da ich ferner die Absicht habe, in nächster Zeit zu heiraten, ist es mir unmöglich, einen Dienst anzunehmen, der mich auf lange Zeit vom Hause wegführt. Ich muß daher so frei sein, von meinem Privileg,

das mich als Mitglied des alten, landgeessenen Abels vom Militärdienst befreit, Gebrauch zu machen.

Genehmigen Sie, Herr General, die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung, mit der ich zeichne
Hans Joachim von Sormik."

Er schloß und siegelte den Brief.
„Dümt man!“ sagte er dabei lachend. Dann klingelte er. Karl kam.

„Der Brief wird heute noch durch einen reitenden Boten nach Magdeburg besorgt.“

„Jawohl, Jungherr.“
Von der Straße her schallte Wagengeräusch.
„Wer kommt da?“ fragte Sormik.

Karl horchte hinaus.
„Vielleicht mein Freund, Herr von Litzbuer?“
Karl schüttelte den Kopf.

„Aee, Jungherr! Dat sin nich de Litzbuer'schen Gault! I sin alt un pusten immer! Aber die, die kommen, lopeat wir 'n Hirsch nach dem Schuß, un se pusten nich — un wenn se nich pusten, denn sin dat ooch nich de Litzbuer'schen —“

„Sie halten vor dem Tore!“ rief Hans Joachim aufspringend. „Also doch Besuch!“

„Jo, jo, aber nich de Litzbuer'schen — se pusten nich,“ brummte Karl und ging hinunter.

Hans Joachim setzte sich wieder an den Schreibtisch. Aber nicht lange saß er da. Denn schon kam Karl wieder und machte ein ganz verdutztes Gesicht.

„Jungherr, 's eener da!“
„Na, wer denn?“
„'n General!“
„Was?“

„'n General, jo! Un er möchte den Jungherrn sprechen! Soll ik 'n rinführen?“

Einen Augenblick überlegte Hans Joachim. „Ja, führ' ihu herein,“ sagte er dann entschlossen.

Wenige Augenblicke später öffnete Karl die Tür und ließ einen französischen General eintreten, der die reichgestickte Uniform der Adjutanten des Königs von Westfalen trug. Es war ein großer, stattlich gewachsener Mann in den mittleren Jahren; das nicht unschöne Gesicht, in dem schwarze Augen unruhig flackerten, trug die Spuren von Leidenschaften und Ausschweifungen.

Er verneigte sich vor Hans Joachim, der kühl zuwartend ihm gegenüberstand.

„Graf Wellingerode, Adjutant Sr. Majestät des Königs von Westfalen, aus Kassel!“
„Ah!“

Hans Joachim kannte den Namen. Er kannte auch die Laufbahn des ehemaligen Kapitäns Mehsonnet, der es verstanden hatte, sich dem leichtfertigen Jerome in allen unsauberen Geschäften unentbehrlich zu machen, und den der König zum Danke dafür zum Grafen von Wellingerode erhoben hatte.

Ein Widerwillen erfaßte Hans Joachim, als er dem vielgenannten und vielgehäßten Namen gegenüberstand, von dessen zahlreichen schmutzigen Händen das ganze Land sprach.

„Darf ich fragen, was Sie mir bringen?“ fragte er frostig.

Etwas erstaunt — er hatte doch wohl auf einen andern Empfang gerechnet — sah Wellingerode den altmärkischen Edelmann an.

„Ich komme auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Westfalen,“ sagte er.

Kurze Pause. Hans Joachim rührte sich nicht.
„Auf Befehl Sr. Majestät des Königs von Westfalen, Herr Baron!“ wiederholte Wellingerode mit starker Betonung.

Hans Joachim blieb unbeweglich. Ein Blitz aus den schwarzen Augen fuhr zu ihm herüber.

„Se. Majestät der König,“ fuhr der Graf fort, „befahl mir, die Gelegenheit wahrzunehmen, die mich unter der Begleitung einer starken militärischen Eskorte“ — hier hob er die Stimme ein wenig — „mit einem allerhöchsten Auftrage zur Frau Lebtißin des Stiftes Hohenbergen führt“ — Hans Joachim horchte auf, aber er blieb äußerlich regungslos — „und da mein Weg dabei am Rittergut Linau vorübergeht, so befehl Se. Majestät, Sie, Herr Baron, aufzusuchen und Ihnen den bringenden Wunsch Sr. Majestät aus-

zubringen, daß Sie sich zur Uebernahme der Ihnen übertragenen Adjutantenstelle ohne Verzug in Kassel bet ihm vorstellen, um von da aus in das Hauptquartier Sr. Majestät des Kaisers geleitet zu werden. Sie sind vom Gouverneur der Festung Magdeburg bereits benachrichtigt, und der Herr Gouverneur sagte mir heute morgen bei meiner Durchreise, daß er Ihnen nochmals in dringendster Weise geschrieben habe.“

Wellingerode schwieg und schien auf Antwort zu warten. Aber Hans Joachim sprach kein Wort. Hochaufgerichtet stand er schweigend dem Grafen gegenüber.

„Haben Sie auf diesen Befehl Sr. Majestät mir nichts mitzuteilen, Herr Baron?“ fragte der letztere.

Hans Joachim warf das Haupt in den Nacken.
„Allerdings, Herr Graf. Zunächst das, daß dieser Befehl Sr. Majestät, wie Sie es zu nennen belieben, mich aufs höchste verwundert.“

„Darf ich um eine Erklärung bitten?“
„Nein!“ — Hans Joachim betonte das Wort sehr stark — „noch, Herr Graf, habe ich das mir angebotene Offizierspatent überhaupt nicht angenommen —“

„Aber, mein Gott, Herr Baron, das steht ja doch wohl außer aller Frage.“

„Verzeihen Sie, Herr Graf, doch nicht so ganz! Ich bin ein freier Edelmann und zu keinem Militärdienst verpflichtet —“

„Verpflichtet, Herr Baron! Wer redet von Verpflichtungen! Hier handelt es sich um eine Gnade eines Kaisers und eines Königs —“

„Die ich“, fiel Hans Joachim ein, „mit einem gehorsamsten Dank ablehnen muß, wie ich dem Gouverneur zu Magdeburg bereits vor einer halben Stunde geschrieben habe.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben des Generalfeldmarshalls von Hindenburg.

Dem Generalfeldmarschall von Hindenburg jubelt morgen an seinem 70. Geburtstag das ganze deutsche Volk aus tiefstem und dankbarstem Herzen zu. Der Erretter der Ostmark, der 1914 mit vernichtenden Schlägen den Russen aus dem besegneten Fluren Ostpreußens jagte, ist zum deutschen Nationalhelden geworden. Wohl ward zu allen Zeiten genialer Kriegshelden die höchste Bewunderung von Freund und Feind zuteil, aber kaum jemals in der ganzen Weltgeschichte hat ein Heerführer sich bereit auf das unbedingte, unerschütterliche, grenzenlose Vertrauen nach Millionen zählender Völkergruppen stützen können, wie es Hindenburg vermag. Er ist die Zuversicht, ja der Vize des endgültigen Sieges für Deutschland und seine Bundesgenossen.

Nicht allein seine zum Teil schon geschichtlich gewordenen Leistungen als Heerführer und als Hirn der gewaltigen Kriegsmaschine der Mittelmächte im Kampf gegen eine ungeheuerliche Uebermacht haben ihm dieses Vertrauen gesichert. Der eiserne Marschall wurzelt tiefer in der deutschen Volksseele. Seine markige Persönlichkeit, die schlichte Größe seines Wesens, die lebenswürdige Bescheidenheit des wahrhaft großen Mannes, haben ihn volkstümlich gemacht. Ob im Palast, ob in der armseligsten Hütte — ein jeder Deutsche fühlt innig und stolz: dieser Mann, der so Gewaltiges im Weltgeschicks Vollbracht hat, ist Blut von meinem Blut, tausend Fäden der Wesensverwandtschaft verbinden ihn und mich, er ist nicht allein der nationalen Zugehörigkeit wegen, sondern auch mit jeder Faser seines Wesens und Denkens.

Fremd allem Fremden und Eitlen, streng gegen sich selbst, gläubig, loyal und selbstbewußt, hat Hindenburg sich selbst zu dem erzogen, was heute das Vaterland in der Stunde der größten Not von ihm fordert. Sein Genie ist nichts Angeflogenes, nichts begnadet Selbstverständliches. In schwerer Arbeit an sich selbst hat er sich durchgerungen, durch eine harte Schule hat er gehen müssen. Er ist im Kadettenkorps aufgewachsen. Wieviel er dieser strengen Bilanz hätte altpreussischerucht verdankt, hat der Feldmarschall in einem Brieft an den jetzigen Kommandeur seiner früheren Anstalt anerkannt. „Wenn ich in meiner militärischen Laufbahn,“ so heißt es in dem Briefe, „viel erreicht habe, so bin ich mir stets bewußt gewesen, daß die Grundlage zu diesen Erfolgen in meiner Erziehung im Kadettenkorps zu suchen ist. War schon in meinem Elternhause Begeisterung für meinen künftigen Beruf, die Liebe zu König und Vaterland in mein Kinderherz gesenkt worden, so wurde dem heranwachsenden Knaben und Jüngling im Kadettenkorps Kameradschaft, Selbstüberwindung und Manneszucht neben der wissenschaftlichen Fortbildung angeschlossen.“ Ein lustiges Geschicklein aus der Kadettenzeit des Marschalls sei hier eingeschaltet. Nach einem von diesem verübten harmlosen Jugendstreich sah sich der Offizier, dessen Erziehung er damals anvertraut war, zu der Klärung veranlaßt: „Aus Dir wird Dein Leben nichts!“ Gener

Offizier hat sein Urteil später freiwillig berichtet; der Zufall fügte es, daß ihn als General sein früherer Zögling Hindenburg als Generalstabsoffizier zugeteilt wurde.

In den Feldzügen von 1866 und 1870/71 bewährte sich Hindenburgs militärische Tüchtigkeit. Bei Königgrätz wurde er verwundet und 1870/71 erwarb er sich das Eisene Kreuz. Ergreifend und anschaulich sind die Schilderungen des jungen Offiziers aus dem Felde. Ueber seine Feuerreise 1866 schrieb er: „Zunächst eine gewisse Freundigkeit, daß man nun auch einmal Pulver riechen lernt, dann aber auch ein banges Bogen, ob man auch seine Schußfähigkeit als so junger Soldat genügend tun wird. Hört man dann die ersten Kugeln, so wird man in eine gewisse Begeisterung veretzt, ein

Stufenleiter stieg. Bei alledem blieb er stets der gleiche, klare und feste Charakter, Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, von eisernem Willen, frisch bis zur Verbitterung, kühl und gerecht. Und dieses Bild, das in der ruidtigen Ruhe seiner Erscheinung und in dem eheernen, willensstarken Ernst seiner Züge gipfelt, ist jedem Deutschen lieb und vertraut. Ganz vortrefflich paßt dort hinein jener kleine Zug, der aus der Zeit seiner jungen Ehe berichtet wird. Löste der Feldmarschall hin und wieder seine Frau in der Kinderstube ab, was er mit besonderer Vorliebe tat, so pflegte er die kleinen Schreihäse dadurch zu beruhigen, daß er ihnen mientvoegt den Hohenfriedberger Marsch vorspielte.

Klingt das nicht fast wie ein Gleichnis für unsere Zeit?



Neueste Aufnahme des Generalfeldmarschalls von Hindenburg.

kurzes Gebet, ein Gedanke an die Lieben in der Heimat und den alten Namen, und dann vorwärts! Mit der Zahl der Verwundeten umher macht die Begeisterung einer gewissen Kaltblütigkeit oder mehr Gleichgültigkeit gegen die Gefahr Platz."

1870 machte Hindenburg mit seinem Regiment den schweren Sturm auf St. Privat mit. Noch vom Schlachtfeld schrieb er darüber an seine Eltern: „Wir waren gestern scharf im Gefecht... Gottes Gnade hat sichtlich über mir gewaltet; ich bin die ganze Zeit mit meinem Kommandeur nicht vom Pferde gestiegen, und hat nur das Pferd meines Kommandeurs eine Mitrailleusekugel ins Bein und ich eine Flintenkugel an den Stiefelschaft bekommen... Ich begreife selbst nicht, wie ich bei der ganzen Aktion so kaltblütig bleiben konnte. Ich habe öfter nach der Uhr gesehen und alle Gefechtsmomente an Ort und Stelle gleich auf dem Pferd notiert... Hier zeigte sich schon bei dem jungen Offizier als Grundzug seines Charakters die strenge Selbstducht, die unerschütterliche Ruhe und die Gewissenhaftigkeit in der Beobachtung und Arbeit. Sein späterer Kriegsakademielehrer in der Befestigungskunst, der unlängst verstorbene Oberleutnant Bodhammer, hat diese Eigenschaften schon dergestalt klar erkannt. Bodhammer berichtet darüber: „Hindenburg hatte stets irgendeine Sektion der Generalstabstafel vor sich liegen, auf der er still zu arbeiten begann, sobald der Vortrag des Lehrers ihn nicht interessierte. Er arbeitete stets an sich. Zwei Zivilkollegen fragte ich einst harmlos nach diesem staktilchen Hörer am ersten Tisch. Der Geograph hatte dankbar die stets bereitliegende Karte, der Mathematiker mit gleicher Befriedigung den rührigen Gebrauch von Zirkel und Meißel bemerkt. Daß dieser kleine „Motte-Zirkel“ nur Marschzettel und Beschlüßwirkungen auf der Karte feststellte, und dieser Meißel nur Befehle und Meldungen schrieb, daß hier überhaupt ein Soldat Kriegsgeschichte trieb, oder mittels taktischer Aufgaben sich selbst erzog, hatten sie nicht erkannt.

In erster, ununterbrochener Arbeit, gewissenhaft und pflichtgetreu legte Hindenburg den festen Grund, auf dem seine großen Fähigkeiten sich entfalten konnten, je höher er auf der militärischen

Schreibend und flüßend umhüllt und in blutiger Feindschaft weicht denn die halbe Welt; Hindenburg aber pfeift ruhig und unentwegt den Hohenfriedberger, und er wird sie zur Ruhe bringen!

In dieser suveränen Erwartung feiert das ganze deutsche Volk aus tiefstem Herzen seinen Feldmarschall an seinem Ehrentage und sieht den Segen des Himmels herab auf jenes ergraute, gefurchte, trostige Haupt, hinter dessen mächtiger Stirnwalbung das Schicksal der Welt verborgen ruht. Fern vom Jubelruf der Heimat, tiefvergraben in ernstester, härtester Arbeit, ungebeugt trotz der Last seiner ungeheueren Verantwortung, überschreiten Hindenburg, der ewig Gleiche, Junge, die Schwelle des Greisenalters. Möge ihm der Dank und das unerbittbare Vertrauen seines Herrschers, des ganzen deutschen Volkes und seiner Verbündeten seine Aufgabe, die schwerste aller Aufgaben, erleichtern — zu unser aller Heil!

Vermischtes.

* Bismarck über unsere Soldaten und das Eisene Kreuz. Bismarck hat Kriege immer nur aus Staatsnwendigkeiten heraus geführt, im Gegensatz zu Napoleon, der unbekümmert um die Wunden, welche seine Kriege Frankreich und den anderen Ländern schlugen und ohne Rücksicht auf Verluste an Menschenblut und Menschenleben sein Ziel verfolgte. Sehr im Grunde weiches Gemüt hätte Bismarck auch vor unnötigen Blutvergießen zurückschrecken lassen. So kennen wir einen Satz von ihm aus dem August 1870: „Gestern viel Garde geblieben, viel zu tapfer, die herrlichen Leute, um leben zu bleiben; es jammert mich fast mehr als der Sieg mich freut;" und wenn Fehler in der Führung vorkamen, sprach er voll Teilnahme von Verschwendung der besten Soldaten Europas". Am bekanntesten ist wohl sein Ausspruch von 1875, daß er, solange ein höheres Staatsinteresse nicht vorliege, auch nicht die gesunden Knochen eines einzigen pommerischen Grenadiers einsetzen wolle. Auf den Schlachtfeldern von 70/71, wo schon bei Mars-la-Tour seine beiden Söhne

verwandelt werden, sehen wir Bismarck um die Messierern vielfach selbst bemüht. Seiner Liebe zu den deutschen Soldaten gibt er in seinen Briefen vielfach Ausdruck, so in dem Wort, das verdient, ein gestülptes zu werden; „Leonidas ist ein Lumm gegen unsere Kämpfer.“ Nach Wörth schreibt er, daß die Infanterie sich das beserferartige Draufstürzen auf den Feind doch etwas abgewöhnen müsse, denn „so gutes Blut wie das unserer Soldaten ist selten auf der Welt“. Im gleichen Sinne meint er an anderer Stelle von den Eisernen Kreuzen, es sei gut, daß sie noch nicht ausgegeben seien, denn „weim erst einige damit geben, sind die anderen gar nicht mehr zu halten und stecken die Köpfe in die Mündungen der französischen Kanonen“. Der schönste Ausspruch Bismarcks über unsere Soldaten dürfte aber wohl der folgende sein: „Unsere Leute sind zum Töten, jeder so wdesinnig, ruhig, folgiam, gestittet, mit leerem Magen, nassen Kleidern, nassen Lager, wenig Schlaf, abfallenden Stiefelsohlen, freudlosig gegen alle, kein Blündern und Seagen, bezahlen was sie können und essen verschimmnetes Brot. Es muß doch ein tiefer Fondz von Gottesfurcht im gemeinen Manne bei uns sitzen, sonst könnte das alles nicht sein.“

* Das Rätsel der bunten Farben bei Pflanzen und Tieren. Die wissenschaftlichen Anschauungen über die Bedeutung der bunten Farben bei Pflanzen und Tieren haben in lehter Zeit durch die aufsehenerregenden Arbeiten des Münchener Forschers Prof. Dr. C. v. Beß eine grundlegende Umgestaltung erfahren. Bisher waren Zoologen und Botaniker fest davon überzeugt, daß die Pflanzen und Tiere ihre bunten Farben tragen, um die Fortpflanzung zu erleichtern oder um sich vor feindlichen Angriffen schützen zu können. Die Laien glaubten dies um so mehr, als sie ja allgemein der Ansicht sind, die Farben, in welchen wir die Gegenstände sehen, seien Eigenschaften dieser Gegenstände, und daher müßten die Gegenstände jedem tierischen Seeborgan genau in denselben Farben erscheinen wie uns. Dies stimmt aber keineswegs, denn die physikalischen Strahlungen lösen in verschiedenen Augen verschiedene Empfindungen aus, was ja schon durch die verhältnismäßig große Zahl „farbenblinder“ Menschen erklärt wird. Für die verschiedenen Arten des Sehens sind, wie Beß jetzt in den „Naturwissenschaften“ darlegt, die Helligkeiten, in welchen die verschiedenen Farben gesehen werden, charakteristisch. Von diesem Standpunkt ausgehend, arbeitete Beß systematisch Methoden zur Ermittlung der Helligkeiten aus, in welchen verschiedene Tierarten die bunten Farben sehen. Diese Methoden sind so genau, daß man heute über die Sehequalitäten zahlreicher Tiere ebenso gut unterrichtet ist, wie über die des Menschen. Nach den Ergebnissen dieser Forschung verhalten sich die Fische und sämtliche Wirbellosen in allen Beziehungen so wie vollkommen farbenblinde Menschen. Dagegen ist die Sehfähigkeit der Amphibien anscheinend der des normalen Menschen ungefähr gleich. Auf die Tagvögel wirken Rot, Gelb und teilweise auch Grün ähnlich wie auf uns, hingegen vermögen sie Violet und Blau nicht wahrzunehmen. Bei den Säugern gibt es große Verschiedenheiten. Die Affen sehen die Farben ähnlich wie wir, den Hund und Katzen aber bieten sich die Farben mehr mit Grau oder Weiß vermischt dar. Bereits hierdurch scheint die bisherige Lehre von der Bedeutung der Farben in der Tier- und Pflanzenwelt umgestoßen. Die Bienen z. B. vermögen die Blütenfarben nicht zu erkennen, woraus gefolgert werden muß, daß die Blumen ihren Farbenreichtum nicht bekommen haben, um die Insekten anzulocken. Die Farben der Fische, Krebse usw. können ebenfalls nicht mehr als sog. Schmutzfarben gelten. Man behauptete früher, die gelben und roten Farben der Krebse hätten den Zweck, die Geschlechter gegenseitig anzulocken, doch haben sich alle bisher untersuchten Krebse als völlig farbenblind erwiesen. Außerdem vermag selbst ein farbenlächtiges Auge bereits in einer Tiefe von 4 Meter unter der Meeresoberfläche Rot nicht mehr wahrzunehmen. Auch die „Hochseitskreier“ der Fische müssen jetzt bestritten werden, denn wenn z. B. der Königsee-Saibling in einer Tiefe von 60 Meter laicht und zur Laichzeit eine rote Färbung zeigt, so ist dem nicht die bisherige Bedeutung zugemessen, da ja, wie gesagt, schon in 4 Meter Tiefe das Rot nicht mehr zu erkennen ist. Weiter wird darauf hingewiesen, daß es unlogisch erscheint, daß von den Tagvögeln gewisse Farben sich entwickeln müßen, um für gewisse Zwecke gesehen zu werden, andererseits andere Farben sich ebenso gut entwickeln haben, trotzdem die Vögel sie gegenseitig nicht wahrzunehmen vermögen. Endlich weisen viele Pflanzen auch an unterirdischen Teilen eine große Farbenpracht auf, trotzdem diese Teile den Insekten gar nicht zugänglich sind. Die Blüten sind also nicht um der Insekten willen bunt geworden, die Gefiederfarben der Tagvögel haben sich nicht zur Anlockung des anderen Geschlechtes entwickelt usw. Dennach ist die bisherige Bedeutung der bunten Farben bei Pflanzen und Tieren hinfällig, und der biologischen Forschung obliegt die Aufgabe, die wahre Bedeutung dieser Farben zu entdecken.

* Die Gesundheitspflege in der guten alten Zeit. In welcher drastischer Weise die Gesundheitspflege in früheren Tagen verlief, dafür mag folgender Befehl als Beleg mitgeteilt werden, den König Friedrich Wilhelm I. an den Obersten von Meiß richtete. „Mein lieber v. Meiß! Ich will, daß von Montag bis Donnerstag das II. Bataillon zur Ader gelassen werden soll und vom Donnerstag und folgenden das I. Bataillon; wofür aber

die Felscherer solches nicht gut finden, so sollet Ihr erst davon berichten. Berlin, den 2. März 1723.“ Natürlich fanden die Felscherer solches für gut, denn erhiens hielt die allgemeine Aufschauerung Aderlässe im Frühjahr für nützlich und heilsam, und zweitens pflegte man gegen königliche Befehle nicht Einwandungen zu machen.

Büchertisch.

— Großer Bilderatlas des Weltkrieges. Lieferung 22: Die Ostfront 1916; Lieferung 23: Rumänien; Lieferung 24: Hinter den Fronten. (München, F. Bruckmann N.-G. Querfolio. Subskriptionspreis der Lieferung 2 Mark, Einzelpreis 3 Mk.)

Die drei neuesten Lieferungen dieses überaus reichhaltig angelegten großen Werkes, das die Ereignisse und Zustände des Weltkrieges in einer wohlüberlegten und geordneten Folge der besten authentischen Bilder festhalten will, stehen ihren Vorgängern an Reichum und Schönheit des Inhalts nicht nach. Lieferung 22 und der Anfang der 23. Lieferung schildern in 200 photographischen Aufnahmen, Karten und Urkunden, die, wie überall in diesem Werke, nur von kurzen, aber treffsicheren Textworten begleitet sind, die Begleitworten an der Ostfront vom Weissen Meer im hohen Norden bis hinunter zur Dolomiten. Daran anschließend ist der größte Teil von Lieferung 23 mit 154 Darstellungen dem glorieichen Feldzug gegen Rumänien gewidmet. Diese glänzende Folge ausgezeichnetester, oft blattgroßer Bilder spricht viel eindringlicher zu dem Beschauer, als bloße Schilderung in Worten es vermöchte. Wenn graufige Einzelheiten nicht fehlen, so sind sie doch so gewählt und angeordnet, daß ihre Darstellung nicht abstoßend wirkt. Die 24. Lieferung führt in 190 Bildern das Leben, die Arbeit und die Feste unserer Krieger hinter den Kampfzonen vor. Quartiere und Soldatenheime, die Verpflegung der Truppen, die Maßnahmen zur Erhaltung des Gesundheitszustandes, die Tätigkeit der Feldpost, Gerichts- und Schulwesen, Zeit und Geld in den besetzten Gebieten und andere bemerkenswerte Dinge werden geschildert. Einen besonderen historischen Wert erhält diese Lieferung noch durch die Wiedergabe einer großen Zahl seltener und unberühmter Kriegsdruckfachen aus beiden Lagern.

— Deutsches Knabenbuch. Ein Jahrbuch der Unterhaltung, Belehrung und Beschäftigung für unsere Knaben von 10—17 Jahren. Mit Beiträgen der ersten Schriftsteller und Künstler. Ein Band von über 400 Seiten mit vielen hundert Text- und feinen Farbenbildern. 20. Band. Aufs keine gebunden 7,50 Mark. R. Thieme'scher Verlag, Stuttgart. — Neben spannenden geschriebenen Erzählungen unserer ersten Autoren finden wir Passagen, welche wie die reizend illustrierte „Abwanderung“ von Julius A. Haachhaus, Kenntnis und Liebe zur Heimat pflanzen. Andere Artikel machen mit Woll und Seide fernere Länder bekannt. Was aber unsere Jugend besonders begeistern wird, das sind die zahlreich eingestreuten Berichte über die neuesten Erfindungen und Entdeckungen, über die Fortschritte von Technik und Industrie, über chemische und physikalische Experimente und Erfahrungen. Das Buch ist eine Caselle für naturwissenschaftliche Erkenntnis, es vermittelt Anlehnung und Beschäftigung. Ganz besondere Sorgfalt hat der Verlag auf die bildliche Ausstattung des Buches gelegt. Eine große Zahl von mehrfarbigen und schwarzen Bildern ziert den Band und unterstügt das Verständnis. Kurzum, Thieme'sches Deutsches Knabenbuch ist wieder ein prächtiges Werk geworden.

— Berner von Heidenstam, Kampf und Tod Karls des Zwölften. (Langens Markbücher Band 21.) Umschlagzeichnung von Wilhelm Schulz. Preis gebunden 1 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Der vorliegende Band der Langenschen Markbücher vereinigt drei Erzählungen aus Heidenstams großem Prosawerk „Carl der Zwölfte und seine Krieger“. Es sind die Novellen „Das besetzte Haus“, „Der Königsritt“ und „Kreuzritzhall“, die, ganz beherrscht vom dunkeln Bild des Schwedenkönigs, sich aus den anderen Erzählungen des Werkes besonders hervorheben.

— Castell, Die mysteriöse Tänzerin. Novellen. (Langens Markbücher Band 22.) Umschlagzeichnung von D. Warmberger. Preis gebunden 1 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Die schon bekannte Novellenkammerung, deren Verfasser den Schweizer Schillerpreis für 1916 erhielt, liegt jetzt in neuer, hübscher und schön ausgestatteter Ausgabe vor; in dieser Form wird sie den großen Kreis ihrer Freunde noch erweitern.

Abstrichrätsel.

Kreisel, Stab, Cents, Steuer.

Von jedem Wort sind zwei Buchstaben an beliebiger Stelle abzustreichen. Die stehendebleibenden Buchstabengruppen müssen im Zusammenhang etwas bezeichnen, was so manche auf ihren Reisen erfahren.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des Logogriffs in voriger Nummer.

Reiben, Reuten, Reizen, Reiten, Reimen, Reiten, Reizen.